
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 73. Bromberg, den 1. April 1937

Karen / Eine Erzählung von Gorch Fock.

In einem Atemzug schnob der Nordwest von Esbjerg nach Kopenhagen: so klein war Dänemark in dieser Sturmnacht geworden. Nur als die Fackel auf der See erlosch, hart an der jütischen Küste, die zitternde, schwankende Notfackel, als die grauen Segel jäh aufs Wasser schlugen, da ward es plötzlich stiller, und es schien, als müsse der Wind sich besinnen. Wo eben noch der gewaltige, wilde Nordlandwolf geheult hatte und umhergesprungen war, lag eine riesenhafte, graue Katze auf der Lauer.

Fünf weiße Häuschen, die in der Dünenmulde standen, waren die Mäuse, die sie nicht aus den Augen ließ. Und kaum daß einer zehn zählen konnte, richtete sie sich fauchend und zischend auf. Der aufgewühlte Dünensand hagelte schwer gegen die Fensterläden. Lange, wehe Klagetöne hallten um Dächer und Giebel. Die See aber schrie noch zorniger gegen die Wolken, hob die weißen Häupter noch höher und rollte noch wilder über den Strand.

Es war Flut geworden.

Das kleine gelbe Nachtlicht wurde unruhig.

Ein großes, starkes Mädchen stand neben dem Tisch und band sich die Flechten auf. Eine Weile guckte sie fragend in den Spiegel und dachte: Bist bald alt geworden, Karen! — dann suchte sie Rock und Jacke und zog sich dick und warm an. Sie band ein schwarzes Wolltuch um den Kopf und zog Handschuhe an.

Das Gekeuch des Windes und das Gebrüll der See hatten sie geweckt.

„Karen!"

Niels steckte sein bärtiges Gesicht aus den roten Kissen und richtete sich halb auf. Verschlafen sah er sie an.

„Flut."

Sie hatte sich eine Tasse Kaffee eingegossen und trank langsam.

Er brummte etwas Undeutliches, dann stieß er den neben ihm schlafenden Jens an und rüttelte ihn wach.

„Flut, Jens. Steh auf, Jens. Mach dich klar, Jens."

Aber Jens schalt und knurrte. „Laßt mich schlafen. Morgen — nachher — gleich — ja, ja."

„Dann haben die anderen den Strand rein", brummte Niels, aber Jens schnarchte und war nicht wieder zu ermuntern.

„Allein geh' ich auch nicht los", sagte Niels und legte sich die Kissen zurecht. Es war unter der Decke doch wärmer als draußen.

„Leg dich auch wieder hin. Schlaf noch 'ne Stunde oder zwei ... meinetwegen ... zwei ..."

Aber Karen schüttelte den Kopf und ging hinaus.

„Wenn was da ist, holst uns", rief Niels ihr nach und hörte noch in halbem Traum, wie die Tür klappte und der Wind aufheulte. Zugleich fühlte er, wie die Kälte hereinschlug, und er zog ohne Bedenken die Beine etwas höher und steckte den Kopf tiefer unter die Decke. Dann flog die Tür zu und es wurde stiller.

Das Mädchen tastete vornübergebeugt über die Dünen nach dem Strand. Der Wind war so stark und so kalt, daß er ihr fast den Atem benahm und sie sich dann und wann umdrehen mußte. Wie scharfer Schnee schlug der Sand ihr ins Gesicht. Erst als sie den Strand erreicht hatte, wurde es besser.

Es war tiefdunkel. Kein Licht Und die See war nicht weit zu sehen. Nur fünfzig Faden weit leuchteten die weißen Köpfe. Ein Brausen und Keuchen und Zischen und Brodeln war die Luft, war die See. Das Wasser stieg rasch: der weiße Schaumstreifen wurde von jeder See höher an den Strand gespült.

An diesem Strich entlang ging das Mädchen und bückte sich, wenn sie etwas Dunkles gewahr wurde. Dann stieß sie es mit den Füßen an, zu erfahren, was es sei. Alles Holz las sie auf und steckte es in einen Sack, den sie unter dem Arm trug. Tang und Muscheln lagen viel da — weiter auch fast nichts.

Als es Morgen werden wollte, hatte sie immer noch keine Tracht.

Hinter den Dünen erschien ein grauer Streifen, der höher und höher gekrochen kam.

Der Sturm raste noch mit voller Kraft. Drohender und gewaltiger schüttelte die See ihre Stierhäupter.

Kein Holz, kein Schiff, kein Wrack, kein Notschuß, kein Feuer — nur schwarzes Wasser und weißer Schaum.

Sie blieb stehen ... da trieb etwas ... etwas Dunkles, Undeutliches, Unförmiges ... es kam näher. Aus Gewohnheit hielt sie die Hand über die Augen, wie sie an hellen Tagen oft getan hatte, wenn Sonnenschein um Dach und Dünen brannte und die Luft flimmerte.

Es konnte ein Schiff sein, ein Kahn wohl oder ein Boot.

Das Seeräuberblut regte sich in ihr, ungeduldig lief sie am Strand auf und ab. Ihre scharfen Augen unterschieden schon, ein Boot war es, voll Wasser geschlagen, eben daß es trieb und ausguckte. Nur wenn eine große See es auf den breiten Rücken nahm und dann zurücklief, ragte es höher auf. Langsam schoben die Seen es näher heran und endlich saß es im Sand als Strandgut.

Erst wollte Karen zurücklaufen und den Vater Niels, den Bruder Jens rufen. Aber sie besann sich anders und tat es nicht. So ging es nicht: Die Nachbarsleute konnten unterwegs sein, fanden es und hatten es. Sie überlegte, was sie machen sollte, dann zog sie eilig ihre Schuhe aus und streifte die Strümpfe ab. Ihr schauderte vor der Kälte. Aber was half das? Sie schürzte den Rock auf und watete mit zusammengebissenen Zähnen in das eiskalte Wasser.

Den Steven hatte sie erfaßt und schwang sich auf den Bordrand. Tastend suchte sie nach der Fangleine, um das Boot aufs Trockene zu ziehen, da stürzte eine riesengroße See heran und schäumte über das Fahrzeug hinweg. Sie war durchnäßt. Fast hätte sie das Gleichgewicht verloren, aber sie hielt sich im letzten Augenblick krampfhaft an der Ducht fest.

Die See hatte es gut gemeint; als sie zurücklief, saß das Boot hoch auf dem Strand.

Wegtreiben konnte es nun fürs erste nicht mehr. Wenn sie noch den Anker aufs Land brachte, war das Strandrecht gewahrt und sie konnte Hilfe holen.

Sie wollte es. Es war so bitterkalt.

So kalte Hände hatte sie.

Sie schauderte vor sich selbst. Wie Totenhände waren sie, wie fremde Hände. Plötzlich fühlte sie eine andere Hand . . . ein Fremder war bei ihr im Boot . . . ein Toter . . . Als gehöre es sich so, fühlte sie die Haare, die Nase, den Mund . . . als wenn sie träume . . .

Wollte es denn nicht Tag werden?

Über den Dünen wurde es schon hell . . .

Sie drehte sich wieder um und suchte nach der fremden Hand. Dann zog sie den Toten halb aus dem Wasser und legte ihn mit dem Rücken auf die Ducht.

Der stille Mann war schwer.

Er steckte in Ölzeug. Der Südwester hatte sich in den Nacken geschoben. Die Augen waren weit geöffnet und das Gesicht schneeweiß. Die Lippen waren fest geschlossen.

„Jung“, dachte sie, als sie keinen Bart sah.

Um die Hüften war das Bootstau geknotet — so waren Boot und Mann zusammengeblieben.

„Wer bist du?“ murmelte Karen und beugte sich tiefer über ihn, um seine Züge zu erkennen, aber der Tag war noch zu grau.

Wieder schlug eine große See klatschend über den Setzbord.

Da ließ sie die Hände los und löste das Tau. Auf ihren starken Armen trug sie den Toten durch das Wasser und bettete ihn auf das Dünengras. Leise und scheu strich sie ihm das Haar aus dem Gesicht und schaute verwundert in die hellblauen Augen. Verwundert . . . einen kurzen Augenblick.

Dann stand sie auf und machte sich wieder mit dem Boot zu schaffen, über das die See fortwährend schäumte. Sie zog es etwas höher, dann entdeckte sie ein Pütz unter den Duchten und machte sich daran, das Wasser auszuschöpfen. Wenn auch die Seen immer wieder hereinschlugen und sie bei dem Wind kaum auf der Ducht stehen konnte, es glückte ihr doch, und als das Boot erst Luft hatte, kam es von selbst höher aus dem Wasser. Bald hatte sie es soweit leer, daß sie auf den Lohnen stehen konnte.

Das Boot war fast neu. Sie beugte sich über den Achtersteven. „Gesine von Hamburg“ stand da. Von Hamburg, von Deutschland, dachte sie und sah nach dem Toten hinüber.

Es war Tag geworden — sie gewahrte es und hielt inne. Dann sprang sie heraus und zog das leere Boot so hoch auf den Strand, wie sie konnte, band das Tau um einen herangeschleppten Felsen und lief die Dünen hinan. Der Wind wehte sie hinauf.

Oben auf der Höhe kam es über sie, als habe sie etwas vergessen; sie mußte sich umdrehen. nach dem Toten gucken.

So sonderbar war ihr zumute. Erst hatte sie sich gefreut, Vater und Bruder den Fund zu melden; nun war sie beklommen, war es ihr nicht mehr recht, was sie tat.

Sie sah von oben mit einemmal auf ihr Leben hinab, auf ihr graues, stumpfes Leben. Ein Tag war wie der andere gewesen. Und die Gesichter immer dieselben. Eine Arbeit, ein Schelten und ein Gespräch. Immer das Alte, keinen Tag etwas Neues. Fünf Häuser waren es, und fünf Häuser blieben es. Und auf den Dünen wuchsen ewig keine Blumen. So war es immer gewesen und sie hatte es nicht gewußt: nun aber kam es über sie. Draußen auf der See, ganz weit hinten, daß sie eben noch zu sehen waren, gingen mitunter Schiffe vorbei: Segelschiffe und Dampfer. Die Segel erschienen so weiß und rein, und der Rauch stieg steil in die Luft. Da war die Welt, da fing sie an: da sangen und lachten die Menschen und trugen schöne Kleider. Wie oft hatte sie als Kind barfuß auf dem Sand gestanden und gewartet, daß ein Schiff, ein einziges nur, heransegele und sie abhole. Aber alle zogen vorbei und kamen ihr aus den Augen. Einer mußte kommen, einer, der anders war, als die sie kannte, der lachen und singen konnte, der sich freute und sie bei der Hand nahm, der ihr erzählte und sie fragte. Der hatte immer kommen sollen und war nicht gekommen.

Sie schauderte . . . da hinten lag einer mit hellblauen Augen . . . ob er es war, der zu ihr gewollt hatte?

Sie wollte nicht — und trat doch ins Haus.

„Vater! Jens!“

Der buschige Schopf wurde zuerst sichtbar.

„Was ist los?“

„Ein Toter, Vater.“

„Weiter nichts?“

Niels wollte sich schon wieder umdrehen.

„Ein Boot auch.“

Das half. Niels richtete sich auf.

„Ein Boot?“

Er stieß Jens heftig an.

„Ein Boot, Jens! Aufstehen!“

Das ließ sich selbst Jens nicht zweimal sagen.

Niels stand schon in der blauen Unterhose da und suchte nach seiner seemännischen Ausrüstung. Zwischendurch fragte er in einem fort:

„Wo ist es? . . . Neu? . . . Treibt es noch? . . . oder sitzt es schon auf Land? . . . Was steht dran? — . . . Und der Tote? . . . Was für Zeug? . . .

Jens war auch bald reisefertig, und alle drei wateten durch den Sand. Niels war guter Laune und erzählte von Schiffen und Gütern, die in früheren Jahren angetrieben worden waren. Daß der Sturm ihm fast den Mund verschloß, störte ihn nicht.

Karen wies mit der Hand.

„Seht! Da!“

Karen war stehen geblieben.

„Vater!“

Niels drehte sich um.

„Was willst du?“

„Dem Toten müßt ihr seine Ruhe lassen. Den dürft ihr nicht anfassen. Versprecht mir das!“

Jens lachte höhnisch.

„Dumme Deern! Wenn das Zeug mir paßt, zieh ichs an. Der braucht nichts mehr.“

Niels hustete.

„Und wenn wir ihn melden, müssen wir ihn beerdigen lassen und vom Boot bleibt nichts nach. Wir begraben ihn in den Dünen und damit gut.“

Jens schüttelte den Kopf.

„Seemannsgrab, Vater, Seemannsgrab. Das wünscht sich jeder Matrose.“

„Das tut ihr nicht! Das nicht! Versprecht mir das!“ flehte das Mädchen. „Das dürft ihr nicht. Hört ihr?“

„Mach doch nicht so'n Lärm um den toten Mann,“ knurrte Niels. „Freu dich, daß wir 'n Boot haben.“

„Dann geh ich nicht mehr mit,“ drohte Karen.

„Geh meinetwegen nach Haus und koch Kaffee,“ sagte Jens gleichmütig. „Wir können's allein.“

Karen begann mit großen Schritten zum Strand zu laufen.

„Willst du hierbleiben!“ rief Niels, aber Jens sagte trocken:

„Laß sie laufen!“

„Was hat sie mit einemmal?“

„Mag der Deubel wissen. — das Boot sieht gut aus.“

„Das können wir brauchen.“

„Nanu? Ist sie verrückt geworden?“

„Lauf, Jens und halt sie auf.“

„Karen! Karen!“

Die beiden fingen an zu laufen, aber bei dem schweren Wind kamen sie in dem tiefen Sand mit den großen Seestiefeln nur langsam vorwärts.

Als sie am Strand ankamen, war das Boot schon ein gutes Stück vom Lande.

Karen stand auf der Ducht und schob mit dem Haken ab. Schwer haute der Steven in die Seen, und das Fahrzeug dümpelte gewaltig hin und her, aber das starke Mädchen zwang es.

„Karen! Karen!“

„Dumme Deern, komm her.“

Aber der Sturm verschlang jedes Wort, und das Mädchen sah sie gar nicht; ihre Augen waren bei dem Matrosen, der still und friedlich auf den Lohnen lag.

Als sie weit genug war, kniete sie neben ihm nieder und faßte seine kalten Hände.

Und setzte sich so, daß die blauen Augen sie ansahen.

„Ich bring dich heim. Nach Esbjerg und nach Haus,“ flüsterte sie und strich mit der Hand weich über seine Stirn.

Sie sah die fürchterliche Flage nicht herankommen und gewahrte die riesige See nicht, die das Boot wie einen Käfer auf den Rücken warf . . .

Niels und Jens sahen es mit an.

Es war ein stürmischer Novembertag . . .

Wo steckt Hertha?

Skizze von Walter Dach.

Die Mutter ließ den Vater erst in Ruhe sein Mittagmahl verzehren, ehe sie ihm eröffnete, daß Hertha, die Tochter, geschrieben habe.

Der Vater war streng mit sich und anderen, alles mußte nach Plan und Ordnung gehen, also auch das Leben der Tochter. Hier aber wollte etwas nicht stimmen.

„So, so“, sagte der Vater. „Seit Tagen ist Semesterschluß. Seit Tagen erwarten wir das Mädchen für die Ferien. Nun kommt da einfach ein Brief hergeweht, ohne Begründung: Liebe Eltern, entschuldigt mich, ich habe hier noch zu tun.“

„Sicher wird Wichtiges noch zu erledigen sein“, meinte die Mutter. Sie konnte sich das zwar nicht recht vorstellen, doch sie vertraute ihrer Tochter, die in der Universitätsstadt ihren Studien nachging. „Der Vorbereitung für's neue Semester.“

„Oder auch ein Mann, in den sich so ein junges Ding vergafft“, platzte der Vater dazwischen. Erst wird man breitgeschlagen, das Mädchen studieren zu lassen. Dann schickt man Gelder über Gelder. Und schließlich kommt mitten im Studium irgend ein Kerl, hat es gar eilig mit dem Heiraten — und der ganze Zauber war für die Katz'.“

Die Mutter nahm den Bärbeißigen beim Schopf und lachte: „Was du nur hast! Du selber bist ja stolz auf das Mädchen!“

Ja, das war er. Freilich kam hin und wieder die alte Sehnsucht nach einem eigenen Jungen auf. Das Schicksal hatte ihn im Kindersegen karg bedacht; der Ehe entsproß das Mädchen, und nun waren die Eltern zu alt, um Hoffnung zu haben.

Das Mädchen gab reichlich Freude. Die Mutter wußte kaum noch von anderer Sehnsucht. Der Vater wüßte sie auch nicht, wenn das Geschäft nicht wäre. Er wird einmal einen Nachfolger brauchen, der in die Welt paßt.

„Auch ein Junge hat seine Semesterliebe“, ereiferte sich der Vater. „Aber er geht darin nicht unter. Wenn ein Mädchen Feuer gefangen hat —“

Die Mutter unterbrach: „Du weißt doch noch gar nicht —“

„Was soll es weiter sein!“ rief der Vater. „Das Mädchen war immer pünktlich und zuverlässig, darin hatte Hertha was von mir. Es muß die Liebe sein . . .“

Der Vater wartete einige Tage und beschloß dann, die Gefühle der Verirrung mit Stumpf und Stiel auszumerzen. Er machte sich auf und fuhr in die Stadt.

Was er bei der Vermieterin hörte, warf ihn fast nieder: Das Fräulein wohne im Ledigenheim von Braun und Beretzki.

Der Vater fragte nicht was und warum. Aus Überraschung und Scham verschwieg er seinen Namen. Angst und Erregung trieben ihn auf die Straße. Wer waren Braun und Beretzki? Was war das für ein Ledigenheim? Was tat seine Tochter, Student der Philosopie, darin?

Er blätterte in einem öffentlichen Fernsprechbuch. Braun und Beretzki: Fabrik für elektrische Apparate. Es mußte Ungeheuerliches geschehen sein! Er schrieb mit zitternder Hand die Straße auf und rief eine Taxe. Mädchenschicksale, wie man sie aus Romanen und Prozessen kennt, jagten durch seine Gedanken.

Die Taxe hielt vor dem Pförtnerhaus einer Werkanlage. Er eilte an den Schalter. „In Ihrem Ledigenheim wohnt ein Fräulein Hertha Holthausen —“

Der Pförtner las das Alphabet herunter: „Hertha Holthausen . . . Belegschaftsnummer 218. Arbeitet im Saal 3. Besuche während der Arbeitszeit sind nicht erlaubt.“

„Es ist dringend, ganz dringend —“

Der Pförtner nahm den Hörer und sprach mit der Verwaltung. Bald kam ein Bote und führte den Vater über den Hof in die Fabrik. Sie gingen über Flure und stiegen Treppen. Über einer großen Tür stand: Saal 3. Ein Meister trat hinzu und sagte schmunzelnd: „Gewiß Ihre Tochter —“



Viele Maschinen surrten im Raum. An einer stand Hertha. Sie trug Arbeitshosen wie alle Arbeiterinnen. Ihr Fuß trat unermüdlich das Pedal, ihre Hände schoben lange Blechstreifen unter die Stanze. Sie sah nicht auf.

Der Meister faßte ihre Schulter: „Aufhören, bitte!“ Sie warf den Leerlauf ein und blickte rückwärts. Da stand vor ihr ein Herr, und das war ihr Vater.

„Paps;“ rief sie. „Ist denn das möglich!“

„Leider, mein Kind“, sagte der Vater, ein wenig ärgerlich, ein wenig wehmütig. „Du machst Sachen! Was ist geschehen? Du mußt sofort aufhören!“

„Gar nichts ist geschehen“, lachte Hertha. „Ich kann auch nicht sofort aufhören. Ich muß —“

Der Meister ahnte den Zusammenhang: „Der Herr gestatten . . . das Fräulein vertritt eine unserer Arbeiterinnen, um der einen zusätzlichen bezahlten Urlaub zu ermöglichen.“

Der Vater wußte noch immer kein Wort zu sagen.

„Das tu nicht nur ich allein“, sprach das Mädchen auf den Vater ein. „Da hinten, die Schlanke da, das ist auch eine Studentin. Die Kleine dort am Fenster ebenfalls. Ein Dutzend sind wir hier in der Fabrik. In anderen Fabriken sind auch Studentinnen —“

„Ihr helft also Arbeiterinnen, ihren Tarifurlaub zu verlängern? Damit sie sich besser erholen können?“ Der Vater knabberte noch immer daran herum.

Hertha warf das Getriebe an. „Entschuldige, ich muß weitermachen. Warte, bitte, im Pförtnerhaus! Wir haben gleich Schluß.“

Der Vater hatte eine Stunde Zeit, über alles nachzudenken. Als Hertha kam und sich aus dem Strom des Feierabends löste, schloß er sie heftig in seine Arme.

Sie besiegelte seine Freude und sagte: „Paps, bedenke einmal: Studentinnen haben im letzten Jahr auf solche Art 22 000 Tagewerke getan.“

„Da seid ihr ja wie richtige Jungens!“ rief der Vater beglückt. Er faßte seine große Tochter unter, ging mit ihr hinaus und sagte: „Da wird Mutter sich aber freuen!“

Unter Sternen.

Laß uns unter Sternen schreiten!
Laß uns in die Sterne seh'n —
Und die Großen aller Zeiten
Werden heimlich uns begleiten
Wie ein kühles Flügelweh'n.

Denn in unsern reinsten Stunden
Sind wir Geist von ihrem Geist,
Der, besiegend Leid und Wunden,
Staub-gelöst und All-verbunden
Sternhaft mit den Sternen kreist!

Heinrich Anacker.

Die Zwillinge von Altenbruch.

Ein hohes Lied der Geschwisterliebe.

Altenbruch ist ein Kirchspiel in der Marschlandschaft bei Kuxhaven. Ein alter Kirchturm, der sich dort erhebt, weist zwei Spitzen auf, und eine rührende Geschichte erinnert noch heute an die Entstehung dieses Bauwerks. In jenem Dorf lebten vor vielen Jahren zwei Zwillingsschwestern, deren Mutter bald nach der Geburt der Kinder gestorben war Der mürrische Vater hielt sich abgeschlossen und trug den Kindern bis an sein Ende nach, daß sie den Tod der Mutter verschuldet hatten. Nach seinem Tode lebten die Mädchen abgeschlossen, aber in guten Verhältnissen und bestellten ihr Anwesen. Viele Freier stellten sich ein, darunter

auch ein junger Edelmann aus dem Freiburgischen, der in das Dorf kam, um seinen früheren Lehrer, der hier als Prediger angestellt war, zu besuchen. Er sah die beiden Mädchen — Anna und Beate —, die viel in dem Hause des Predigers verkehrten und verliebte sich in sie. Auch die Mädchen blieben nicht gefühllos und gelobten sich, daß keine von ihnen eine Heirat ausschlagen werde, die ihr von diesem Mann geboten würde. Die Nichtgewählte wollte freiwillig zurückstehen und gegen die Glücklichere keinen Groll hegen.

Der junge Edelmann schwankte lange in seiner Wahl, entschied sich endlich für Anna und bat darum, daß die Hochzeit nach einem halben Jahre stattfinden könne, wenn er eine notwendige Reise hinter sich habe. Kaum war er abgereist, als eine Blatternepidemie über das Land hereinbrach, viele Menschen frühzeitig ins Grab brachte und anderen das Gesicht entstellte. Auch Anna, die glückliche Braut, wurde von dieser Seuche befallen, während Beate, die sie pflegte, davon verschont blieb. Die Kranke wurde gesund, aber die Blattern hatten ihr Gesicht furchtbar entstellt.

Bald darauf kam der Junker von der Reise zurück, gerade in einem Augenblick, als Beate von Jugend und Schönheit strahlend vor der Haustür stand. Er dachte, die Geliebte vor sich zu haben, und eilte ihr mit dem Ausruf: „Anna, liebe Anna!" entgegen. Beate wich zurück, klärte den Irrtum auf, konnte aber nicht vermeiden, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten. Nun trat auch Anna aus dem Hause; der Junker war von ihrem Anblick so überrascht, daß er sich verlegen von ihr abwandte, während das Mädchen in eine tiefe Bewußtlosigkeit verfiel. Alle bemühten sich um die Unglückliche und als sie sich etwas erholt hatte, ergriff sie die Hand des Junkers und sagte: „Ihr findet Eure Braut verunstaltet und könnt die alte Liebe für Sie nicht wiederfinden. Ich erkenne das und gebe Euch frei. Wendet Euer Herz meiner Schwester zu, die Euch ebenso liebt, wie ich es tue."

Beate und der Junker befanden sich jetzt in der größten Verlegenheit. Sie gingen still auseinander und wagten nicht, miteinander zu reden. Am nächsten Morgen trat Beate zu ihrer Schwester in die Stube und sagte: „Vergib, wenn ich einen Augenblick dachte, ich könnte glücklich sein, einem Manne zu gehören der dir untreu ward. Ich habe mich wiedergefunden und werde mich nie mehr von dir trennen." — Bitten und Beteuerungen halfen nichts.

Der Junker schied ohne Frau aus dem Dorf und die beiden Schwestern lebten fürderhin ungestört beieinander.

Sie wurden von der ganzen Gemeinde in hohen Ehren gehalten und empfingen in jedem Frühjahr die ersten Veilchen und in jedem Herbst die letzten Spätrosen.

Schon vor längerer Zeit hatte sich die Kirche des Dorfes baufällig erwiesen und die Gemeinde war in Sorge, woher das Geld zu einem Neubau kommen sollte. Da gingen die Zwillingsschwestern gemeinsam zum Gemeindevorsteher und erklärten sich bereit, eine ganz neue Kirche auf ihre Kosten bauen zu lassen. Der Bau begann und wurde rasch gefördert. Die Schwestern kamen oft auf die Arbeitsstätte, wo man einen besonderen Platz für sie hergerichtet hatte und ihnen jede Ehre erwies. Bald stand die Kirche fertig da. Auch der Turm war fast vollendet und die Gemeinde beschloß, die Kirche zum Osterfest einzuweihen. Der Pfarrer hatte die Schwestern selbst zu ihrem Platz geführt. Der Gottesdienst nahm seinen Anfang, bis sich plötzlich eine tiefe Unruhe bemerkbar machte. Man eilte zu den Schwestern und es stellte sich heraus, daß beide bewußtlos auf ihrem Platz zusammengebrochen waren. Es gelang nicht mehr, sie ins Leben zurückzurufen. Der Tod hatte die Unzertrennlichen zur gleichen Zeit berührt.

Zum Andenken an die Schwestern ließ der Baumeister den Turm dann so bauen, daß die Kuppel in zwei nebeneinanderliegende Spitzen auslief. Auf jeder von ihnen wurde eine vergoldete Krone angebracht, die die Namen der Schwestern enthielten. Die eine wurde Annen-, die andere Beatenspitze genannt, als Denkmal uneigennütziger Schwesternliebe. (Kasseler Post.)



Bunte Chronik



Ein Fachmann gibt Bescheid.

Bereits im jugendlichen Alter von zwanzig Jahren wurde Friedrich Wilhelm Gubitz auf Grund seiner Verdienste um die Wiederbelebung der alten Holzschnitzkunst zum Mitglied der Berliner Akademie der Künste ernannt. Über diese Berufung ärgerten sich einige Kupferstecher in der Akademie. Als Gubitz zur ersten Sitzung erschien, wies ihm einer von ihnen seinen Platz mit der boshaften Bemerkung an: „Es ist nur ein schlichter Holzstuhl, den wir für Sie bereit haben. Aber das dazu passende Schnitzwerk können Sie sich ja alleine anfertigen." — „Danke", wehrte der junge Gubitz gelassen ab, „ich bin kein Freund unnützen Zierats. Ungehobeltes fällt mir allerdings auf die Nerven." Mit dieser klugen und mannhaften Rede gewann sich der junge Meister im Fluge die Herzen der anwesenden Akademie-Mitglieder.

Ein Napoleon-Diadem wird gesucht!

Die österreichische Polizei sucht wieder einmal fieberhaft nach einem historischen Diadem, das vor mehr als 10 Jahren verschwand und seitdem nicht wieder gefunden werden konnte. Dieses prächtige Schmuckstück hat Napoleon I. einst seiner Stieftochter Hortense Beauharnais geschenkt, als sie seinen Bruder Ludwig, den König von Holland, heiratete. Es ist überreich mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen besetzt. Zuletzt gehörte es dem Erzherzog Leopold Salvator, der vor 6 Jahren starb. Im Jahre 1925 übergab er es dem Hauptmann Josef von Korvin als Sicherheit für ein Darlehn und der Hauptmann verpfändete es im staatlichen österreichischen Leihhaus. Von dort verschwand es, ohne das man eine Spur von ihm entdecken konnte. Man hat die Beamten des Leihhauses bis zu den höchsten Stellen immer wieder befragt, aber es ließen sich keine Anhaltspunkte dafür finden, was mit dem Schmuckstück geschehen war. Jetzt will die Polizei Anhaltspunkte für eine Wiederaufnahme der Angelegenheiten haben. Sie verhaftete einen gewissen Georg Halama, der seinerzeit Generaldirektor des Leihhauses war, Oskar Moindl, seinen ersten Taxator, den Hauptmann von Korvin und zwei andere Personen. Die Polizei nimmt an, daß Hauptmann von Korvin gemeinsam mit den Genannten das Diadem veruntreut hat und daß die Verpfändung beim Leihhaus nur erfolgte, um die ganze Angelegenheit zu verschleiern. Gefunden worden ist das Schmuckstück aber immer noch nicht.



Lustige Ecke



Der Pantoffelheld.



„Das ist Krause, er fragt an, ob ich heute zur Versammlung im Verein „Der freie Mann" erscheine. Darf ich das, Emmachen?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.